

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Das Haus mit den grünen Jalousien.

Skizzenblatt

von

Elise Polko.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sie versuchte Alles was ein Weib versuchen kann, ihn dem gefährlichen Feinde, zu dem er sich aus ihren Armen geflüchtet, abzurufen, Bitten, Thränen, kleine Koketterien, leidenschaftliche Klagen und Vorwürfe, Alles umsonst.

„Nimm es als eine Kur, die mir verordnet wurde,“ sagte er scherzend, „ich gebe Dir mein Wort für immer zu Dir zurückzukehren, sobald ich wieder Arbeitskraft in mir fühle. Und das wird bald sein, denn Du siehst schon jetzt mich hin und wieder schreiben, ich habe bereits die Pläne zu mehreren größeren Arbeiten entworfen. Halte den Gedanken fest, daß Du einen Kranken vor Dir hast, dessen geistige Lähmung energische Mittel erfordert: nur eine gewaltige Aufregung stellt mich wieder her, ich befinde mich jetzt in einer Heilanstalt.“

Wer lernte nicht an Dämonen glauben, der die Gewalt des Spiels über die Menschenseele erkannt? Kämpfe, ringe mit ihnen, rufen uns die Frommen zu. Aber wer solchen Kampf wagen will, muß stark und eifern sein und der Schwachen unter uns sind mehr als der Starken.

Mit dem Freunde redete Edith selten und immer feltner über die Verirrung ihres Mannes. Es giebt Wunden, die selbst unter der Berührung der sanftesten Hand unerträglich schmerzen, und wer ginge nicht dem Schmerze aus dem Wege, wenn es irgend möglich, und zudem wußte Herbert ja auch ohne Worte Alles. Auch er hatte sich gemüht, durch ernste Vorstellungen, durch Mahnungen aller Art den ehemaligen Freund zurückzuführen, freilich mit derselben Erfolglosigkeit wie Edith. Aber er war ungeduldiger und erbitterter darüber als die junge Frau, denn er sah sie bleich und gebeugt.

Wohl war es ihm gelungen, du Châtelot aus der Stadt zu vertreiben, er hatte sich aber in einem nahen Dorfe an der D'schen Grenze von Neuem etablirt und alle seine früheren Anhänger waren ihm nachgezogen.

Albert spielte abwechselnd mit Glück und Unglück, im Allgemeinen aber mehr unglücklich. Es mußten nach und nach allerlei Einschränkungen im Haushalt vorgenommen werden, die dem Blick des Hausfreundes nicht entgingen, so sehr sich Edith auch mühte, ihm dieselben zu verbergen. Einmal hatte er ihr gegenüber die Vermuthung ausgesprochen, ob nicht ein Wort des Schwiegervaters wirksam sein dürfte, aber da war die junge Frau voll Schrecken ausgefahren mit der leidenschaftlichen Bitte, nie mehr solche Gedanken auszusprechen.

„Alles will ich tragen,“ sagte sie, „nur das Eine nicht, die Eltern in mein Leid blicken zu lassen. Sie dürfen nicht ahnen, daß ich jetzt weniger glücklich bin.“

Ein andermal, das Kind hatte wieder eine sehr heftige Fieberkrankheit überstanden, saßen Beide an dem Bette der kleinen Genesenen, die eben schlummerte.

„Während der Dauer von Elsas Krankheit hat Albert nicht ein einzig Mal gespielt, nicht wahr?“ fragte Herbert düster.

„Nein!“ lautete die Antwort.

„Arme Kleine! Wenn Gott Dich zu sich nähme, würde vielleicht Dein Vater zur Besinnung kommen.“

Edith schauderte. „Ich glaube es fast,“ sagte sie müde. „Aber Gott ist barmherzig und wird ihn auch ohne solchen Preis zurückführen.“

„Ob wohl ein Weib schwanken würde, wenn ihr ein Engel die Wahl ließe zwischen dem Manne und dem Kinde?“

„O Gott, welch' gräßlicher Gedanke, liebster Freund!“

„Fassen Sie ihn einmal ins Auge, Frau Edith. Welche Liebe ist wohl stärker?“

„Bei den meisten Frauen vielleicht die Mutterliebe. Aber diese Mutterliebe könnte doch nur sich selbst opfern für das Kind um den geliebten Mann. Die Liebe, die Vater und Mutter verlassen kann, um eines Mannes willen, meine ich, reißt sich auch ein Kind vom Herzen um seinetwillen. Es ist etwas Unbegreifliches in der Liebe eines Weibes. Wirklich zu Grunde gehen kann

ein Weib doch nur durch den Verlust des Geliebten, nicht durch den Tod eines Kindes. Die Sonne birgt sich hinter Wolken, es bleibt ewig Herbst, wenn die Mutter das Kind sterben sieht, denke ich mir, verliert sie aber den Geliebten, bricht die ewige Nacht herein."

Herbert verlebte allmählig jede freie Stunde in dem Hause mit den grünen Jalousien und Albert selbst war es, der ihn dazu ermunterte. Er nahm meist den Thee mit Frau Edith — aber wunderliche gefährliche Träume waren es, die ihm jetzt zuweilen kamen, wenn er so ihr gegenüber saß an dem kleinen Theetisch neben dem summanden Kesselfchen und die zarte Gestalt so schalten und in der köstlichen Stille und Einsamkeit walten sah, für ihn schalten und walten und daneben in dem halb offenen Schlafzimmer das Bettchen der Kleinen sichtbar war. — „Dein Weib, Dein Kind!“ zuckte es dann und wann wie Blitze durch seinen Sinn, und ein wahnsinniges Entzücken erfaßte ihn. Dann stand er wohl hastig auf, schloß einen nothwendigen Krankenbesuch vor und stürmte hinaus in die Nacht und Einsamkeit, bis wieder Ruhe über ihn kam. Häufig las er mit Edith Englisch, oder erbot sich zum Vorlesen. Seine Stimme war wunderschön. Wenn er las, war er ein Anderer, oder vielmehr erst eigentlich er selbst. All' die Weichheit und Gluth seines sonst so verschlossenen Wesens brach dann hervor, seine Augen bligten, seine Stirn erhellte sich. Da geschah es wohl, daß ihr die Arbeit in den Schoß sank und sie zu ihm herüberblickte mit seltsamem Ausdruck, lange, lange, bis sie endlich zusammenschauernd ihre Hand vor die Augen legte. Wenn er dann Abschied genommen, schlich sie an das Lager ihres Kindes und kniete dort nieder, die Stirn gegen den Bettrand gedrückt, bis Alberts Schritt sie aufschreckte. Ob sie gebetet? Ach — ihr Gesicht zeigte nicht den Frieden eines Gebets.

Wochen gingen hin, Edith veränderte sich sichtlich. Ihre Blässe, ihr wechselvolles, bald erregtes, bald tödtlich apathisches Wesen war erschreckend. Herbert beobachtete sie mit verzweiflungsvoller Angst. Ella kränkelte viel, die häufigen Nachtwachen nahmen Ediths Kräfte auf das Aeußerste in Anspruch. In dem Verhältniß der beiden Gatten war eine noch größere Entfernung eingetreten, die dem Auge Herberts nicht verborgen blieb. Albert überließ sich immer rücksichtsloser seiner unseligen Leidenschaft, aber Edith bat und weinte nicht mehr.

„Sie stirbt,“ dachte Herbert, und starrte in das durchsichtige Antlitz und schaute auf die überstarkten Finger der feinen Hände, „sie muß gerettet werden um jeden Preis!“ — Finstere Geister erschienen und wiederholten zu jeder Zeit und Stunde das unheilvolle: „sie stirbt!“ Und sein Herz sagte: „sie glaubt sich nicht mehr geliebt von ihm, sie glaubt sich verlassen — sie geht an dem Verluste des Geliebten zu Grunde. Sie soll aber nicht sterben, sie soll wieder glücklich sein!“

Und immer allein und immer nur dem einen Gedanken ins Auge schauend, wurde es dunkler und immer dunkler um ihn.

Eines Abends, Ella zeigte alle Symptome eines im Ausbruch begriffenen Scharlachfiebers, sagte Albert, unruhig im Zimmer auf- und niedergehend, zu Herbert: „ich glaube, wenn mir mein Kind genommen würde, müßte ich sterben oder — ein anderer Mensch, der gar nichts mehr mit dem früheren gemein hätte, werden. Jede Krankheit Ellas reißt mich aus allen Fugen. Aber Edith — wie könnte ich ihr das Kind ersetzen? Auf den Händen tragen müßte ich dann die arme beraubte Mutter bis zu meinem letzten Hauche! O Ella, mein Kind, Gott wird Dich uns erhalten!“

Seit jenen Worten war fast ein Vierteljahr vergangen, ein zeitiger Frühling ließ alle Dichterträume von den Wonnen des wunderschönen Monat Mai zur Wahrheit werden. Auch rings um das kleine Haus mit den grünen Jalousien blühte der Goldregen und Flieder, aber drinnen war kein Frühling. Vor sechs Wochen hatte man einen kleinen Sarg hinausgetragen aus dieser Thür, und oben stand ein leeres kleines Bett noch immer neben dem Bett der Mutter, und daneben ein Paar kleine Schuhe. Eine vergriffene Puppe lag auf dem Nähtisch in dem Wohnzimmer der Frau Edith, und sie nahm sie zuweilen in die Hände wie in tiefen Gedanken, zupfte die zerdrückten Kleider zurecht und legte sie dann wieder hin. Krank und bleich sah sie aus in der Trauerkleidung und etwas fremdes Gereiztes war in ihrem Wesen und schaute aus ihren Augen. Das ehemalige Schlafzimmer war aber in ein Arbeitszimmer verwandelt worden, und die Thür stand allezeit offen: Albert saß an seinem Schreibtisch und arbeitete. Dann und wann hob er den Kopf, schaute mit einem Blick voll Liebe und Sorge zu ihr hin, sie erwiderte aber selten diesen Blick, bis er dann wohl aufstand und zu ihr hinging, den Arm um sie legte und leise zärtliche Worte zu ihr redete. Dann neigte sie ihm zuweilen langsam die Stirn entgegen und versuchte zu lächeln, und gab ihm Antwort, aber sie wurde dabei noch bleicher als sie gewesen, und es war ein Blick voll Angst und Trauer, den sie auf ihren Mann heftete. Auch brachte er ihr wohl allerlei beschriebene Blätter und zog einen Stuhl neben ihren Sitz und las ihr wie einstmals vor was er geschaffen, fragte sie um ihren Rath und besprach Alles mit ihr. Sie hörte auch zu, aber nicht mehr mit jenen glänzenden Augen und gerötheten Wangen wie damals, sie lächelte nicht mehr vor Entzücken, sie lauschte nicht wie von süßem Traume befangen dem Klange seiner Stimme, sie redete aber nachher ganz ruhig und ernst über den Bau der Dichtung, und ta-

delte und lobte kühl und besonnen wie ein vorurtheilsfreier Kritiker, so daß er sie zuweilen fast erschrocken und gekränkt ansah. Sie gingen auch jetzt mit einander spazieren zu bestimmten Stunden, und nicht selten kamen sie an einem kleinen schlechten Hause vorbei, das zwischen Hecken und Bäumen versteckt lag. Da zog Albert immer den Arm seines Weibes fester an sich und flüsterte: „Das war die erste Stätte meines Unrechts, wie gut hat es doch der Himmel mit uns gemeint, trotz des Leides, das er uns zu tragen gab. Ich kehrte um auf meinen schlimmen Wegen und Du verziehst mir!“

Da das Leid war zum Segen geworden, wie die Leute meinten, der Tod des Kindes hatte, als der erste furchtbare Schmerzensausbruch vorüber, eine wohlthätige Wandelung in Albert zu Wege gebracht. Sie war eigentlich unerwartet gestorben, die arme Ella, und so sanft und friedlich war der Ausdruck ihres Gesichts, daß Edith noch Stunden nachher nur an einen tiefen Schlaf, nicht an den Tod glauben wollte. Niemand als der Doctor Herbert hatte ihren letzten Hauch empfangen, ihr die letzten Mittel gereicht. Albert war in Genesungshoffnungen in den Garten hinabgegangen, Edith im Wohnzimmer eingeschlummert, wohin sie sich auf eine kurze Weile zurückgezogen. Als sie nach kaum einer halben Stunde seltsam beängstigt aufsprang und ins Krankenzimmer schlich, trat ihr Herbert todtenbleich, und mit den Zeichen tieffter Erschütterung entgegen.

„Das Kind ist bei Gottes Engeln und aller Noth und aller Sünde entledigt,“ sagte er ganz leise, „und er wird gerettet sein für Sie!“

Ein Schrei entrang sich ihren Lippen, und den Namen des Kindes mit dem Laut leidenschaftlichster Zärtlichkeit rufend, sank sie neben der kleinen Leiche nieder, die erkalteten Händchen mit Küffen und Thränen bedeckend, ein Bild herzzersehndenden Wehs. Er ertrug den Anblick nicht. Sich über sie neigend, ergriff er mit dem Ausdruck der Verzweiflung ihre Hände und sagte fast hart:

„Nicht diesen Jammer, Sie müssen sich fassen! Wollen Sie sich tödten, wollen Sie jetzt sterben, wo Alles, Alles wieder werden soll, wie Sie sich's ersehnt, wo er zu Ihnen zurückkehrt und Sie ihn nie mehr verlieren können?“

Sie sah irr zu ihm auf, aber sie regte sich nicht.

„Ich bitte, stehen Sie auf, blicken Sie nicht so, ich ertrag's nicht.“

Sie erhob sich wie ein gehorsames Kind und stützte sich auf seinen Arm.

„Ich will Albert vorbereiten, Sie müssen jetzt seine Tröstlerin werden, seien Sie also stark — um seinetwillen.“

Er fühlte wie sie zusammenzuckte. Als sie die

Thür des Wohnzimmers erreichten, trat ihnen Albert entgegen.

Albert sorgte sich um Edith, „sie erliegt der Doppelast des Schmerzes um das Kind und um den kranken Vater,“ äußerte er einmal zu Herbert, „ich muß mit ihr irgend eine kleine Reise unternehmen, wenn ich meine Novelle beendet. Ich will jetzt doppelt fleißig sein.“

Traurige Nachrichten waren schon vor Ellas letzter Krankheit aus dem fernen Pfarrhause eingegangen, der alte Herr lag schwer erkrankt, und das Leben der Mutter hing an dem seinen. Jetzt erholte er sich zwar, aber sehr langsam, und so hatte Edith es nicht gewagt, den Eltern den Tod Ellas mitzutheilen. Noch immer schrieb sie Briefe mit dem Namen des Kindes, noch immer erzählte sie von dem gesunden Töchterchen, besonders seit die Mutter einmal geschrieben: „ich glaube fest, daß nur der Gedanke, Dein Kind noch einmal auf seinen Knien zu wiegen, Deinen Vater am Leben erhält. Schreibe viel von Ella und er wird gesund werden und ich mit ihm — und dann kommst Du mit dem Kinde zu uns.“

„Und Herbert?“

Wunderbarer Weise kam er nach dem Tode der Kleinen selten und immer seltener in das Haus mit den grünen Jalousien. Auf Alberts Befragen deshalb gab er an, daß er sich seit einiger Zeit Abends zu angegriffen fühle, um ein einigermaßen erträglicher Gesellschafter zu sein, und daß ihm seine, durch das Wegziehen eines Collegen bedeutend vermehrte Praxis am Tage kaum Zeit lasse zu kommen. Und die Klage über seine Gesundheit mußte Jeder begreiflich finden, der ihn nur ansah. Tiefe Schatten lagerten sich um die Augen, seine Blässe war auffallend, wie jener Zug unendlicher Ermüdung um den Mund. Nur flüchtige Minuten saß er zuweilen an dem Nähtisch der Frau Edith — wie sonst mit all den kleinen Zierlichkeiten spielend, oder in einem Buche blätternd. Abgebrochene alltägliche Fragen und Antworten flogen dann nur herüber und hinüber, das war Alles. Wenn er endlich aufstand, und sie in gewohnter Weise ihre Hand zum Abschied in die seine legte, und er diese Hand küßte, da war es ihm oft als ob die schlanken Finger zitterten. Und zuweilen begegneten sich in solchem Moment auch wohl die Blicke Beider, wie Wetterleuchten zuckte es aus seinen Augen zu ihr hin. Wenn er sie dann erbeben und rascher athmen sah, blickte er sie forschend an, sie sagte aber, als ob sie einer Frage zuvorkommen wollte: „es fehlt mir nichts, ich fröstle nur zuweilen, trotz des Sommers.“

Es ist furchtbar, wenn man ein unabwendbares Etwas, für das man noch keinen bestimmten Namen hat,

sicher und unaufhaltsam herannahen fühlt, wenn man nur eben ahnt, daß etwas brechen muß in unserm Leben, etwas zusammenstürzen und sich fragt: „wer wird es sein, den die Trümmer begraben?“ Wie schwarze Gewitterwolken zieht es näher und näher — ach, mit welcher qualvollen Langsamkeit oft, und wie eine Last fällt es von uns ab, wenn der erste Blitzstrahl zu unsern Füßen niederschlägt, wenn der erste Donner rollt; die dumpfe Angst der Erwartung ist ja nun von unserer Seele genommen. Nicht der Tod ist's, den wir fühlen, nur das langsame Sterben.

Eine Einladung in das Landhaus seines Verlegers hatte Albert für einen Tag von seiner Frau getrennt. Sie hatte sich geweigert ihn zu begleiten.

„Laß mich in meiner gewohnten Einsamkeit,“ bat sie.

„Aber ich kann kaum vor Mitternacht zurück sein, Liebe, und —“

Sie unterbrach ihn und drängte zum Abschied: „ich habe mancherlei zu ordnen, die Stunden werden mir nicht lang werden, ich will auch an die Eltern schreiben, ich hörte volle vier Wochen nichts von ihnen und sorge mich. Du wirst einen schönen Tag haben, laß ihn Dir durch keine Sorge trüben. Lebe wohl, lieber Albert.“

Er war kaum eine Stunde fort, als ein Brief vom Pfarrhause kam. Die Mutter schrieb:

„Wenn Du dieses liest, rüsten wir uns schon zu der großen Reise zu Dir. Ja, ja, es ist kein Traum mehr, es soll Wirklichkeit werden. Der Vater muß & gebrauchen und da nehmen wir den Umweg über N., um unser Kind in seinem Glücke zu sehn. In vierzehn Tagen, so rechnen wir, ziehen wir ein, wenn es der Herr will, in das kleine Haus mit den grünen Fensterläden. Dann wirst Du uns entgegen kommen am Arm Deines geliebten Mannes, das Kind an der Hand, Gott segne solchen Eingang. Ich falte die Hände, wenn ich daran denke und das Herz zittert mir vor Freude. Wir haben nur einen Gedanken jetzt: unser gutes und glückliches Kind ans Herz zu drücken. Dein Vater segnet Euch, sowie ich Euch segne.“

Deine treue Mutter.“

Nachschrift.

„Strenge Dich nur nicht gar zu viel an mit der Einrichtung für uns. Es ist gewiß Alles so schön und behaglich bei Dir und wir sind alte Leute, die nicht so viel brauchen als die Jungen der heutigen Tage. Und das Köstlichste ist ja eben doch nur: unter dem gesegneten Dach unseres einzigen Kindes zu sein. Eine Zuckerdose mit gestoßenem Zucker muß aber an dem Bette des Vaters stehen, er trinkt des Nachts öfter Zuckerwasser. Und wenn Du uns im untern Stod unterbringen könntest, das Treppensteigen wird nicht allen

Leuten so leicht wie Dir, Du Springinsfeld. Weißt Du noch, wie oft ich schalt, wenn Du so schnell herauf und herunter kamst als ob Du geslogen wärest?“

„Unser gutes, glückliches Kind!“ Warum las sie immer und immer wieder nur diese Worte, warum blickte sie so starr und thränenlos auf dies Blatt, das sonst einen Sturm des Entzückens in ihr erregt haben würde. Jetzt, gerade jetzt sollte ein Wunsch Erfüllung finden, den sie jahrelang im Herzen getragen. Die Eltern zogen ein in das kleine Haus, das sie sich bis zur Stunde so sonnig dachten, und was fanden sie?

Das Bettchen leer, in dem das Kind geschlummert — und eine bleiche, gebrochene Frau. O — und im Herzen dieser Frau?

Eine tödtliche Angst überfiel sie. Wie hilfessuchend irrten ihre Augen in dem kleinen Schlafzimmer umher — da fielen sie auf den Spruch dort an der Wand, von der Hand des Vaters für sie niedergeschrieben, auf jenen Text seiner Hochzeitspredigt:

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben!“

Die Buchstaben schienen zu wachsen, das Sonnenlicht fiel darauf hin, wie im Feuer flammten sie auf — Edith schlug die Hände vor die Augen.

In diesem Moment meldete das Mädchen den Doctor Herbert. Edith blickte verwundert auf, das war eine ungewöhnliche Stunde, so früh am Nachmittage. Mechanisch strich sie mit der Hand über den schweren braunen Scheitel — mit dem offenen Briefe trat sie ihm einen Augenblick später im Wohnzimmer entgegen.

„Die Eltern kommen!“ stieß sie hastig hervor.

„Gott Dank!“ erwiderte er, „ein neues Glück. Sie werden sich unter mütterlicher Pflege rasch erholen und ich kann beruhigt abreisen.“

„Wohin abreisen?“ fragte sie und der letzte Rest von Farbe wich aus ihrem Gesicht.

„Man hat mir eine Professur in D. angeboten und ich nahm sie an. In wenigen Tagen gehe ich dahin ab.“

Sie antwortete nicht, sie setzte sich nur nieder und zeigte mit der Hand auf den Sessel ihr gegenüber.

Nach einer Weile sagte sie mit veränderter Stimme: „Was sollen denn Ihre Patienten anfangen, wenn Sie treulos von ihnen gehen?“

„Meine Herren Kollegen werden sich in diese meine Hinterlassenschaft theilen, und es sind tüchtige Aerzte darunter. Und jene Patienten, die mir die größten Sorgen machten, sind auf dem Wege der Besserung, einige sogar gesund und glücklich, und den Andern wird geholfen werden.“

Sie wendete schweigend den Kopf ab und faltete wie unbewußt die Hände.

„Darf ich noch eine Frage thun, Frau Edith?“

„Nein, nein, keine Frage, ich bitte Sie!“

„Die letzten Wünsche der Sterbenden erfüllt man aber, und ein Scheidender ist ein Sterbender. Darf ich also jetzt fragen?“

Raum bemerkbar, wie bezwungen von dem stehenden Ton seiner Stimme nickte sie.

„Nun denn, ist Albert wirklich gerettet durch Elsas Tod? Haben Sie ihn jetzt wieder, den schmerzlich Be- weinten. Und sind Sie ganz glücklich jetzt, so glücklich wie Sie es waren, so glücklich, wie Sie mit dem Schmerz um den Verlust des Kindes sein können? Sagen Sie mir die Wahrheit, ich beschwöre Sie!“

„Glücklich?!“

Klang dies Wort fragend oder bejahend, er wußte es nicht, es war kaum hörbar. Da sagte er denn nach einer Pause: „ich habe also nichts mehr zu thun hier, da meine beiden Hauptpatienten als für immer geheilt zu betrachten sind. Und Sie werden mich nicht vermissen, denn es giebt eine einsame Stunde mehr wegzuplaudern, und mit der Aussicht auf den Besuch der Eltern können Sie kaum an mich zu denken Zeit finden. Sie werden dann Alles haben, was Sie entbehrten. Sie dürfen auch nicht länger so bitter trauern um das Kind, Sie sagten ja, erinnern Sie sich noch Ihrer Worte, Frau Edith?“

„O, still, still,“ bat sie und stand hastig auf. Ihr Athem flog, sie bebt vom Scheitel bis zur Sohle.

Er war gleichfalls aufgestanden. „Leben Sie wohl,“ sagte er jetzt, Gott segne Sie!“

Da zerriß die Hand des Schmerzes den Vorhang vor dem Allerheiligsten eines Frauenherzens. Ediths Hände sanken gefaltet auf den Arm des Scheidenden. Sie blickte ihn an, Alles, Alles, was eines Mannes Seele begehren, eines Weibes Seele geben kann, stand in diesen Augen. Wilde Schauer durchbebten die zarte Gestalt.

Aber nichts ist grausamer in seiner Unersättlichkeit, als das Herz des Mannes der kämpfenden Liebe eines Weibes gegenüber; das stumme Geständniß genügt ihm nicht, die lautlose Qual stachelt zu noch größeren Martern auf: den Lippen das Wort zu entreißen, den be- rauschenden Becher in einem Zuge zu leeren, koste es was es wolle, das ist sein Begehren.

Und auch Herbert that, was sie Alle gethan haben würden, er verstand Alles, er wußte Alles, aber mitten in dem Strom der wilden Seligkeit, von dem er sich überfluthet fühlte, behielt er die Besinnung. Er neigte sich über sie und flüsterte: „Was heißt das, Edith?“

„Das heißt, daß ich Dich nicht gehen lassen kann, daß mit Dir mir Alles genommen wird, um was ich

noch leben will,“ antwortete sie und sank bewußtlos an seine Brust.

Stunden waren vergangen, Edith fand sich allein, allein mit einer Last von Glück und Elend. Sie war bald erwacht aus ihrer Ohnmacht, erwacht von den glühendsten Liebesworten, die je die Lippen eines Mannes gesprochen. Regungslos hatte sie ihnen gelauscht, ihr ganzes Leben und Sein, alle ihre Schmerzen und Freuden versanken in diesem Meer von Wonne, Vergangenheit und Zukunft, Alles, Alles — und nur der Augenblick blieb, der himmlische Augenblick, wo sie ihre Stirn an seine Brust lehnen konnte, wo sie sich von seinen Armen umschlungen fühlte, wo sie die entzückende Liebe des Mannes empfand, dem sie unbewußt sich zu eigen gegeben, als Albert damals an jenem Abend zuerst den Namen du Châtelots vor ihr nannte, um den sie heimlich Leid getragen Tage, Nächte, Wochen, Monaten lang. Damals hatte ihr Gatte sein Weib verlassen ohne Stütze, und die Hand nicht wieder ergriffen, die sie ihm stehend entgegenstreckte. Und dieselbe kleine Hand, in dem tiefen Verlangen geleitet zu werden, hatte eine andere erfaßt, Anfangs ohne es zu wissen, dann aber ohne sie wieder lassen zu können — und das war ihre Sünde. Alles das hatte sie jetzt dem Geliebten in abgebrochenen Lauten, in Seufzern und Thränen gebeichtet und dann seine Beichte empfangen. Was er zu ihr gesprochen, waren es wirklich irdische Worte gewesen, dieses Geflüster und diese heißen Schwüre, oder hatte er nur durch Blicke zu ihr geredet, sie wußte es nicht, die weltvergessende Trunkenheit des sündigen Glücks war über sie gekommen.

Aber sie wahrte nicht lange diese Trunkenheit. — Ediths Augen waren plötzlich auf den Brief der Mutter gefallen und die Wirklichkeit nahm sie wieder in ihre eifigen Arme. Ein neuer furchtbarer Kampf des Herzens begann, Worte verzweifelter Schmerzes strömten nun über ihre Lippen, sie weinte glühende Thränen, sie klagte sich an, sie redete von Sünde und ewiger Trennung, sie stieß den Geliebten von sich, um doch im nächsten Augenblick sich an seine Hand zu klammern mit dem leidenschaftlichen Ruf: „ich lasse Dich nicht!“ Da hatte er sie dann ruhig und fest an seine Brust genommen und die Worte gesprochen: „Nichts darf uns mehr trennen, Du gehörst mir, denn Du liebst mich, und ich habe um Dich schwerer gesündigt und größeres Leid getragen als Du ahnest. Aber Du sollst Alles wissen, und wenn Du dann das Herz hast, mich zu verlassen, so war Deine Liebe — diese Liebe, vor der ich kein Geheimniß haben will, eine Lüge.“

Und die Lippen an ihr Ohr geneigt, flüsterte er ihr ein Wort zu. Starr wie ein Steinbild saß sie da, marmorbleich wurde ihr Gesicht, marmorkalt die gefalteten Hände. Und er kniete zu ihren Füßen nieder und

fragte leise nur immer und immer wieder: „versößt Du mich?“

Als er aber zum dritten Mal fragte, da hob sie ihre Augen schon zu ihm empor und antwortete: „geh jetzt von mir und warte bis ich Dich rufe, lassen kann ich Dich nicht!“

Es dunkelte als er von ihr ging, sie sah ihm lange nach, dann wanderte sie ruhelos in dem ganzen Hause auf und nieder, den Brief der Mutter in der Hand. — Welche Gedanken sie bestürmten, Niemand weiß es. Das Mädchen sah sie endlich die Treppe hinabgehen in den Garten: „ich kann Dich nicht lassen,“ war das letzte Wort, was sie von den Lippen der Herrin vernommen haben wollte. Der Garten war groß, der Teich am äußersten Ende, wo die Trauerweiden standen, tief, aber die Wasserrosen erzählten Nichts von dem geängstigten bedrängten Herzen, das sich zu ihnen flüchtete.

Zu derselben Stunde, weit, weit, von dem kleinen Hause mit den grünen Jalousien saß ein altes Paar in der Laube von Geisblatt beim Schein einer Lampe. Es war eine herrliche Sommernacht, Friede da draußen, Friede auf den beiden Gesichtern. Und der alte Prediger las eben laut den Schluß des allabendlichen Gebets: „und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel.“

Aber die Mutter war zum ersten Male in ihrem Leben nicht andächtig. Sie strich sich mit der Hand eine kleine weiße Locke unter die Haube und dachte: „morgen um diese Zeit sind wir dem Kinde schon manche Stunde näher. Gott segne unsere Edith!“

Sie überlebten sie Alle, viele Jahre lang, die arme Edith, von der man erzählte, daß sie im Dunkeln den Weg verfehlt und am Teiche ausgeglichen und so ertrunken sei. Niemand dachte an eine andere Auslegung — sie war ja glücklich und die Eltern sollten ja kommen, nach denen sie sich so lange gesehnt! Den Brief der Mutter fand man noch in der fest zusammengeballten, kleinen Hand.

Sie überlebten sie! Der Tod des Einzelnen richtet nie jene Verheerungen an, die man vorher fürchtet. Zwei Augen weniger, was thut's, es leuchten der Sterne noch genug, es wird darum nicht dunkler auf Erden.

Albert zog nach der Residenz, es litt ihn nicht mehr in dem kleinen Hause mit den grünen Jalousien. Ob er die Wahrheit ahnete? — Wohl schwerlich. — Aber wenige Jahre nach Ediths Tode führte man in V ein Lustspiel von ihm auf, das sogar ein sogenanntes Zug- und Kassenstück zu werden das Glück hatte. Des

Autors junge Frau, die ehemals sehr beliebte Schauspielerin Herzfeld, spielte darin die Hauptrolle.

Von Eugen Herbert erzählte man sich in D., daß er wunderliche Anfälle von Irrsinn habe, und sich in solchen Perioden einen Mörder nannte. Seine Professur legte er nach einigen Jahren nieder und wurde wieder der einfache Doctor Herbert, der Freund der Armen und Trostbringer der Kranken. Vielfach wurde es als eine seltsame Grille besprochen, daß er kranke Kinder zu behandeln sich weigerte. Er erschien trotz seiner Menschenfreundlichkeit so scheu und finster, daß Mancher sich vor ihm fürchtete. Alt ist er geworden, denn das Leid tödtet selten. Er wartete so geduldig wie möglich bis sie ihn rief wie sie versprochen — und kam einmal die Neue und das Verlangen nach ihr mit allzuwilder Gewalt über ihn, dann gedachte er des Wortes: „lassen kann ich Dich nicht“ und er harrete weiter.

Die beiden alten Leute im Pfarrhause redeten nicht mehr von dem kleinen Hause mit den grünen Fensterläden. Das Kind und das ungekannte geliebte Enkelkinder hatten ja eine andere glänzende Wohnung bezogen, ach noch viel, viel unerreichbarer, aber die Reise zu ihr blieb nach wie vor die heißeste Sehnsucht des Vater- und Mutterherzens und die Erfüllung dieser Sehnsucht rückte jeden Tag näher.

Villeggiatura im Latiner-Gebirge.

Trascati, den 24. Juni.

Wenn Dich der römische Betturin früher abholt als verabredet, so muß es seine ausnehmende Ursache haben. Er stand heute, abermals von den französischen Ordonanzen bestellt, um eine halbe Stunde zu früh vor dem Hause, in dem Augenblicke, wo Donner und Blitz über der ewigen Stadt losbrach. Marietta erklärte gleich, daß jener es darauf angelegt, uns noch vor dem Gewitter fortzubringen; und sowohl Signor Benedetto als Signor Albina meinten ernstlich, wir würden nun da bleiben, denn üble Witterung hebe ja jede Verbindlichkeit auf. So sehr ist, besonders in dieser Jahreszeit, wo der Himmel unverwüstlich blau scheint wie von Erz, der Regen ein Ereigniß, mehr noch, ein Unfall. Was möchte wohl daheim über den Alpen ein Miethskutscher sagen, wenn man ihn wegen trüber Wolken wieder von der Thür schickte? Die alten Römer schlossen sich in ihr Haus wenn Schnee fiel, und die neuen gehen nicht, aus wann es regnet. Man würde es in Deutschland

nicht glauben, welches Wetter sie hier, schon ganz zweifelnd, ein schlechtes nennen.

Da wir uns, das nordische Fräulein so gut als ich, keineswegs von dem leichten Gusse abschrecken ließen, folgten uns die Padrone nachselzend und fast mit bekümmerten Mienen über unsere Tollkühnheit, die Treppe hinab; Marietta, der Artilleriecapitaine, alles begleitete uns an die Bettura, wie Matrosen, die sich im Sturme einschiffen. In derselben Kutsche saßen bereits zwei junge Leute aus Frascati und Römer von ein edler Erscheinung — die ganze Melancholie Roms liegt auch in seinen schönen ernsten Menschengestalten. Jenseits der Porta Furba, wo sich unter Ruinen des Aquädukt in der Marrana Büffel badeten, bemerkt man rechts in der schon ganz goldgelb verfengten Campagna „i Pretoriani“, wie unser Kutscher sich ausdrückte, die umgrüntten Trümmer der Caeserne, dieser Leibwache der Cäsaren, mitten unter anderem grauen Gemäuer.

Immer näher öffnet sich das Gebirge; hier Frascati, drüben Tivoli, und in der Mitte zeigt sich auch Palästrina, während Gruppen von Mähdern heute die Fluren bevölkern, auf denen geschnittene Frucht in großen Haufen verstreut liegt; und hinter uns im Blauen auf Berggrund die Peterstoppel, die päpstliche Tiara, die reifen Erntefelder rings überblickt. Die Gewitterschleiern flatterten längst dem silbergrau sich hinbreitenden Sabingergebirge zu, dem licht wie ein Geist ragenden Gemaro. Zur Linken ex, sammt Monticelli mit Gefolge, zur Rechten Monte cavo, vor uns Frascati terrassenförmig auf seiner lachenden Höhe gelagert, deren Diadem Villa Aldobrandini bildet und als Anführer der über den Berg gestaketen Lustschlösser erscheint. Unsere Straße — von der Porta Furba an die Via Tusculana — führt über die Eisenbahn, „il vapore francese“, wie der Betturin sie nennt. Die Wanderer zu Fuß und Wagen, welche uns zwischen den Bignen, die Oliven begegnen, haben alle so muntere Gesichter, und ihr Tempo ist so frisch und rasch, wie diese Luft, die uns umgiebt, leicht und rein.

Denn das „centesimo“, die hundertjährige Feier von S. Rocco e Sebastiano, welche heute mit einer Prozession schließt, hat Gäste von nah und fern herbeigezogen. Ihr zu Ehren ward das Triumphthor dort erbaut, mit der Inschrift: „Al Salvatore e ai due santi trionfatori Frascati riconsecente,“ aus welchem wir schon den Zug wallen sehen, alle die Fahnen; die Bruderschaften, festlich, reich gekleidet, roth und weiß oder blau und weiß, aber unfehlbar mit weißen Handschuhen. Jetzt verklärt die sinkende Sonne die Himmelfahrt der Maria auf jener großen Fahne — eine Glorie über der Glorie. Welches malerische, viel- und hellfarbige Gewimmel! All das Roth und Weiß der Gewänder und Tücher, gleich Blumenbeeten deckt es das Gemäuer voll

Zuschauer. Da schreiten sammettägige Frauen einher mit dem langen weißen Schleier, wie der Zendale der Genueserinnen und dem Fächer in der Hand. Wie viele Reiter zu Roß und zu Esel, welche die Menge theilen! In das Glockenläuten, das Kanoniren, schmettert militairische Tanzmusik hinein, während man die Reliquien der beiden Heiligen so pomphaft von einer Kirche in die andere trägt. Die Mutter des einen, des S. Rocco, der in den Kriegen aus Frankreich kam — erzählte uns ein hiesiger Einwohner bereitwillig — war nämlich aus Frascati; und ihm hauptsächlich gilt das heutige Fest zugleich auch als Dank für seinen Schutz vor der Cholera, weil hier Niemand daran gestorben ist, von sämmtlichen Kranken, die sich hergesüchtet; alle genasen hier, als vor funfzehn Jahren „die Pest“ so schrecklich in Rom hauste.

Meine Begleiterin und ich flohen aus dem Gedränge auf die nahe Villa Conti (Tortonia) zum Nidergange, sahen auf einer Terrasse bei der untern Fontaine die ganze Campagna, vom Gebirge umsäumt, zu unsern Füßen, die ewige Stadt im Fernenduft, das bei Ostia ausfliegende Meer, rechts das Profil des Bergstädtchens Frascati, welches sich von den blauen Sabinerbergen abhob. In das Glockentönen hinein trachte höllisches Bombardement; nichts als Schießen bis an den Fuß des Bergs, überall bligte es roth auf in der Pianura. Auf dem Plage vor unserm Hôtel, wo die Villa Aldobrandini niederschaut, steht das Gerüst zum Feuerwerke, welches aber heute unterbleibt wegen der zweifelhaften Witterung.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

Die neue Mode stellt sich immer entschiedener heraus und so hat auch das ehemalige hoch hinaufgehende Leibchen eine Abänderung erfahren, die man nur loben kann. Die Mode des Leibchens mit Gürtel und Schnalle konnte sich nicht halten, da die Taille zu viel dabei verlor. So sieht man denn jetzt auch nur noch sehr wenige gewöhnliche hohe Leibchen; man ersetzt sie durch das reizende Sommerjäckchen, das sich von dem Leibchen nur durch den Schnitt vorn und etwas Leichtes auszeichnet, das gut steht. Wenigstens trägt man kein hohes Leibchen mehr ohne Besatz, welcher das Jäckchen andeutet. Die Leibchenschneppe wird durch einen Gürtel mit Doppelschneppe vorn und hinten besetzt. Diesen Gürtel hat man am liebsten von schwarzem Taffet, weil man

dergleichen zu allen Röcken tragen kann. Unter dem Zäckchen hat man eine Chemisette von Jaconas, die entweder in kleine Falten gelegt oder gestickt ist.

Wozu aber nähere Beschreibung, da jede Dame sie kennt. Nur einige Neuerungen dabei dürften anzugeben sein. So sahen wir ein solches, andalusisch genanntes Zäckchen von rothem Cashemir, das sehr kurz war und die Chemisette von weißem Jaconas oder nankinfarbigem Foulard vorragen ließ. Dies vorn rundliche Zäckchen ist mit Chenille-Posamentirarbeit besetzt, die durch Schmelzstickerei gehalten wird. Man kann lange oder kurze Ärmel daran tragen. Die langen Ärmel der Chemisette sind von weißem Foulard roth soutachirt.

Ein neuer Anzug war von weißgrundiger Chambray-Gaze mit blauen Tupfen und auf dem Rock befanden sich drei Faltenvolants, über denen Reihen blauen Sammets mit schmaler Quipüre hinliefen. Das Leibchen griechisch ausgeschnitten. Dieses neu-modische Leibchen ist unten in Falten genommen und bildet oben eine Art Becher genau wie bei den antiken Statuen. Die kurzen ebenfalls griechischen Ärmel werden durch eine blaue Sammettschleife festgehalten.

Ferner: Kleid von schwarzem Taffet mit hohem Leibchen, das aber unten mit Blau besetzt ist und zwar so, daß es vorn und hinten wie ein kurzes Schweizer-Leibchen aussieht. Ein solcher blauer Taffetstreifen geht in der Mitte hinauf und um den Ausschnitt herum wie ein kleiner Kragen. Der schwarze Theil des Leibchens ist überdies mit blauer Glöckchenposamentirarbeit garnirt, so daß es ganz wie eines der erwähnten andalusischen Leibchen aussieht. Nur ist dieser Anzug weniger negligéartig, da keine Chemisette dazu getragen wird.

Das andalusische Zäckchen hat man auch von weißem Cashemir mit Glöckchenposamentirarbeit.

Seltzam dürfte es sein, daß die kurze Bade oder der kurze Balletot, den man Saut-en-barque nennt, so bald von der ganzen eleganten Welt angenommen worden ist, während man anfangs darüber spottete. Selbst die Herren tragen ihn. Wir sahen kürzlich mehrere junge Elegants in solchen kurzen Balletots von königsblauem Tuche und hellgrauen Beinkleidern. Die Form der Ärmel, die Cravatte, die Handschuhe sind jetzt ganz gleich bei den Herren und den Damen.

Auch der große Kragen oder Camail wird wieder sehr modisch. Namentlich tragen ihn die Damen von rothem oder von weißem Cashemir, den letzten mit breiten schwarzen Quipürestreifen.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Modenblatt N^o 31.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Kleiner Strohhut mit schwarzen und rothen Federn in der Mitte und einer langen weißen an der Seite, so wie einer rosa Bandschleife hinten, die weit hinabfällt; das Haar in Schalen weit in den Nacken reichend; Kleid von sogenannter flandrischer Leinwand, schwarz soutachirt; großer offener Camail von demselben Stoffe und eben so soutachirt; dicht anliegendes kurzes Zäckchen; Medici-Gürtel mit zwei langen Enden; Chemisette und Unterärmel von sehr feiner Leinwand; Taschentuch; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Tudor-Hut mit blauen Blumen vorn und schwarzen Spitzen, die auch hinten lang und breit hinabfallen; Rock von leicht gestreifter Chambray-Gaze unten mit blauem Taffet garnirt; blauer Gürtel mit langen unten gefranseten Enden; russisches Leibchen von Mausuk mit gestickten Einsatzstreifen; Glacehandschuhe; Zäcker; Stiefelchen.

3. Anzug eines kleinen Mädchens.

4. Hut mit Schirm von Reisstroh, Kopf von grüner Seide und großem Barte von weißen Spitzen, mit einer großen weißen Feder ausgepust; breite und lange weiße Bindebänder; Kleid von grauem Taffet mit knappem Leibchen in der Form eines Herrenrockes, vorn mit Schneppe und grünen Knöpfen; ziemlich ganz lange Ärmel, an der Außenseite offen und mit grünen Knöpfen geschlossen und mit großen Aufschlägen, die grün garnirt sind; unten auf dem Rocke Grecques in Grün und ziemlicher Größe; Chemisette; angeknöpfte Manschetten von Leinwand; dänische Handschuhe; gesticktes Taschentuch; Stiefelchen.

Stahlbild N^o 31.

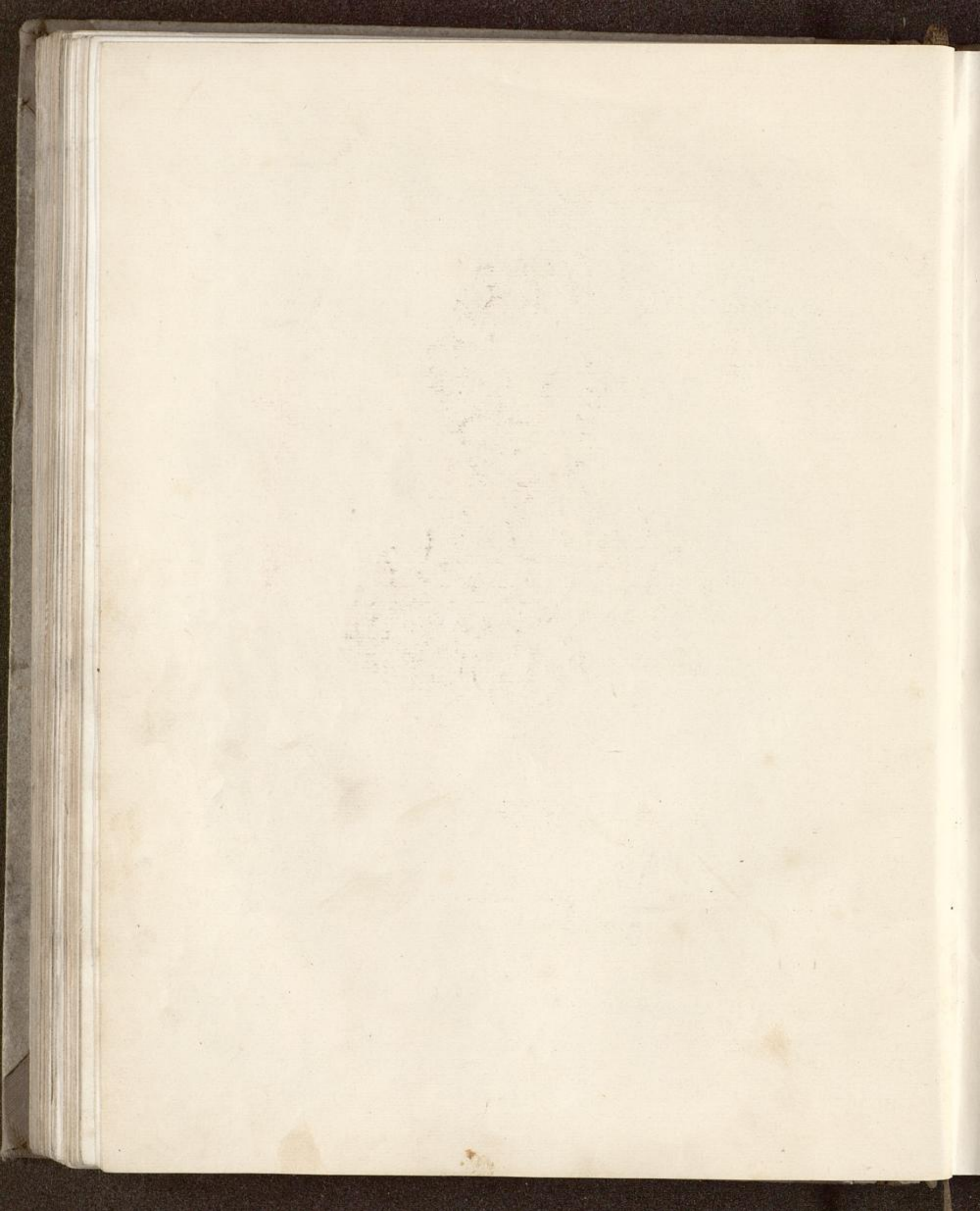
Lessings Büste.

Der ausgezeichnete Bildhauer Knauer in Leipzig, der bereits mehrere vortreffliche Statuetten und Büsten geliefert und sich einen sehr ehrenvollen Namen erworben hat, lieferte in der letzten Zeit eine Büste von Lessing, die an der Stätte der Geburt des großen Dichters und Kritikers in Camenz aufgestellt werden soll. Ein Blick auf den vorliegenden Stich schon zeigt, wie treu der Künstler Lessings charakteristische Züge wiedergegeben hat.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

1862





Nach der Zeichnung Hermanns Eisenberg, Stich u. Druck v. Weyer bei Leipzig

Trypky.

Verlag v. Baumgärtner Buchh.

